

Kultur & Gesellschaft

41 Lebensjahre gegen eine Minute

Die israelische Schriftstellerin Ayelet Gundar-Goshen entwirft in ihrem Roman «Löwen wecken» ein Psychogramm einer Gesellschaft im Umbruch - und wägt Taten gegeneinander auf.

Manuela Enggist

Da fährt im Himalaya ein israelischer Tourist mit dem Motorrad einen Inder über den Haufen und lässt ihn einfach liegen. Schaut nicht mal nach, ob er noch lebt. Es ist eine Geschichte, die die israelische Schriftstellerin und Psychologin Ayelet Gundar-Goshen nicht mehr loslassen wird. Damals, vor mehr als einem Jahrzehnt, reiste sie mit Freunden durch Indien und traf in einem Gästehaus auf ebendiesen israelischen Reisenden, der abseits sass und auch in seinem Kopf abwesend war. Sie wollte wissen, warum; er gestand ihr seine Fahrerflucht. «Er sah gar nicht aus wie ein Verbrecher. Er las dasselbe Buch wie ich. Er hörte die gleiche Musik.» Aus der ZuhörerIn wurde eine MitwiserIn. Aus einer Unbeteiligten eine Beteiligte.

Als Gundar-Goshen bei unserem Gespräch in Zürich dieses Erlebnis erzählt, sucht sie im Gesicht ihres Gegenübers eine Regung. Gut möglich, dass sie oft unterschätzt wird. Die Autorin wirkt auf den ersten Blick zurückhaltend. Scheu. Doch die schüchterne Stimme im zierlichen Körper schmälert nicht die Aussagekraft ihrer Worte. Die 32-Jährige, in Tel Aviv geboren, wo sie auch heute lebt, studierte Psychologie und dann noch Drehbuch und Film in Jerusalem. Ihr erster Roman, «Eine Nacht, Markowitz», erhielt den Sapir-Preis für das beste Debüt Israels und wird derzeit von der BBC unter der Regie der Oscar-Gewinnerin Susanne Bier verfilmt. Er spielt in der Zeit der Staatsgründung 1948. Um Liebe geht es auch.

Scham und Selbstverachtung

Ihr zweiter Roman, «Löwen wecken», erzählt etwas ganz anderes: die Geschichte des israelischen Fahrerflüchtigen. «Es hat sehr lange gedauert, bis ich begriff, dass dieses Erlebnis nicht allein seines, sondern auch meines ist, ich ebenso Teil dieser Geschichte bin.» Sie hätte ja zur Polizei gehen können. Sie hätte nach dem unbekanntem Inder suchen können. Gundar-Goshen schrieb stattdessen eine Kurzgeschichte darüber. Es genügte ihr nicht. Ein Roman entstand, angesiedelt nun in ihrer Heimat. Aus der Reisebekanntschaft wurde der Neurochirurg Etan Grien, aus dem Motorrad ein Jeep. Mitten in der Nacht überfährt der Arzt in der Negev-Wüste einen illegalen Einwanderer aus Afrika. Einen Eritreer. Als er erkennt, dass der Mann sterben wird, macht er sich davon. Er war ein guter Mensch - kann man das jetzt noch über ihn sagen?

Gundar-Goshen überzeugt mit ihrer sehr sensiblen Figurenzeichnung. Die Psychologin lässt ihre Protagonisten lügen und bereuen und verlieren. Und es ist mehr als eine Geschichte von Schuld und Sühne. Sie entwirft ein Psychogramm einer Gesellschaft im Umbruch und verhandelt die grossen und essenziellen Fragen des Lebens: Wie viel ist ein Menschenleben wert? Im Gespräch sagt Gundar-Goshen, dass ihr Held anders gehandelt hätte, wenn er nicht einen Illegalen, sondern ein junges israelisches Mädchen angefahren hätte. «Ich glaube, je distanzierter du bist, desto eher läufst du weg. Ich glaube, es ist für einen weisen Mann einfacher, einen Schwarzen zurückzulassen als einen Weissen.»

Im Roman bekommt Etan Grien eine GegenspielerIn. Eine Zeugin. Die Frau



«Was definiert einen Menschen?», fragt sich Autorin Ayelet Gundar-Goshen in ihrem Roman. Foto: Sabina Bobst

des toten Afrikaners, Sirkit, hat alles mit angesehen und erpresst Etan. Er gerät immer tiefer in den Sumpf aus Schuld, Scham und Selbstverachtung. Was definiert einen Menschen? Ein ganzes Leben mit rücksichtsvollem Fahren, Medizinstudium, Heimtragen von Supermarktutensilien für alte Damen - oder dieser eine Moment? Einundvierzig Lebensjahre gegenüber einer Minute?

100 000 illegale Flüchtlinge

Gundar-Goshen glaubt nicht, dass eine Tat für das ganze Leben eines Menschen stehen kann. Es mache ihr aber Angst, wenn Patienten zu ihr in die Therapie kommen und sagen: Ich habe mich selber nicht mehr erkannt, als ich mein Kind geschlagen habe. «Wir spalten gewisse Aspekte unseres Wesens ab, damit wir uns nicht damit auseinandersetzen müssen.»

Als politisches Statement zur Flüchtlingspolitik will sie ihren Roman nicht verstanden wissen. «Literatur ist keine Politik. Und sollte nicht als solche missbraucht werden.» Sie hat schon unzählige Petitionen unterschrieben - «mein Roman soll keine weitere sein.» Fast 100 000 illegale Flüchtlinge leben in Israel. Eine hohe Zahl für ein kleines Land. Auch von den Lesern ist ihr Roman nicht auf die Flüchtlingsproblematik reduziert worden. «Löwen wecken» ist für sie kein jüdisches oder israelisches Buch: «Das Innere im Menschen funktioniert ja überall auf der Welt gleich», sagt Gundar-Goshen. «Aber ich weiss nur in Israel, wie das Licht zu jeder Tageszeit auf das Land fällt.»

Das Gespräch kommt, auch weil Wahlen in Israel anstehen, an der Politik nicht vorbei. Etwa an der Aufforderung des Premiers Netanyahu, die Juden soll-

ten Europa verlassen und nach Israel kommen, um der Attentatsgefahr zu entgehen. Völlig falsch, meint Gundar-Goshen. «Du kannst kein Leben führen, das auf Angst aufgebaut ist. Und du kannst schon gar nicht ein Land auf Angst aufbauen, wie Netanyahu es tut.» Der globale Terror sei schlimm, aber viel mehr Sorgen macht ihr der Nationalismus, mit dem hier Politik gemacht wird.

Das Buch ist fertig, veröffentlicht, übersetzt. Die Geschichte, die es angeht, lässt Gundar-Goshen immer noch nicht los. Sie fragt sich, ob sich der Motorradfahrer einmal bei ihr meldet, wenn er von dem Buch erfährt. Er hat es bis heute nicht getan.

Ayelet Gundar-Goshen: Löwen wecken. Roman. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. Kein & Aber, Zürich 2015. 432 S., ca. 30 Fr.

Stilfrage

Sind Freitag-Taschen wirklich originell?



Was meinen denn Sie zu den Freitag-Taschen, die schon seit Jahren den Zürcher Grossraum (und leider auch Baden) optisch belasten? Muss ich denn gleich ein Rad

schlagen und Beifall klatschen, wenn mir ein Freitag-Jünger erklärt, die Taschen seien aus alten, aussortierten LKW-Planen recycelt worden? Schöner macht das die Tasche nicht. Und den Träger schon gar nicht origineller.
R. G. aus B.

Lieber Herr G., es verblüfft mich immer wieder, wie gewisse Objekte Menschen in Furor geraten lassen. Objekte, die eigentlich gar nichts dafür können. Freitag-Taschen gehören dazu. Ich weiss nicht, was man gegen die hat, mir sind die völlig wurst. Dass man die doof findet, weil sie einem nicht gefallen: geschenkt. Dass man die aber doof findet, weil man denkt, der Träger wolle damit eine Aussage machen, dass man also eigentlich die Absicht des Trägers doof findet und damit den Träger selbst, und das auch nur, weil man ihm etwas unterstellt, dünkt mich der Tasche gegenüber nicht fair.

Ganz abgesehen davon: Gibt es tatsächlich noch irgendwen, der sich, wie Sie das nennen, «originell» fühlt, bloss weil er so eine Blachentasche trägt? Ich meine, die sind mittlerweile 20 Jahre alt, und damit - freundlich formuliert - eine Art Klassiker oder, weniger freundlich formuliert, längst wieder aus der Mode geraten. Ein Trendsetter ist man damit nun wirklich nicht mehr. Sollte sich also irgendwer etwas darauf einbilden, sich so ein Ding umzuhängen, dann sollten Sie sich, lieber Herr G., keinesfalls ärgern, sondern nur milde lächeln. Es ist ein Zeichen von Souveränität, dergestalt über den Dingen zu stehen und sich nicht zu erregen wegen solcher Nichtigkeiten.

Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tages-anzeiger.ch

Ganz so streng will ich mit Ihnen aber nicht sein, lieber Herr G., und Ihnen in einem Punkt recht geben: Menschen, die sich erhaben fühlen, weil sie ein Produkt erstanden haben, das fair oder ökologisch oder geschlechtsneutral oder unter was für politisch korrekten Umständen auch immer hergestellt worden ist, gehen einem grausam auf die Nerven mit der demonstrativen Zurschaustellung ihrer Überzeugung, auf der richtigen Seite zu stehen. Die möchte man, da bin ich ganz bei Ihnen, ihrer Selbstgefälligkeit wegen watschen.

Unterdrücken Sie den Impuls.
Bettina Weber

Merian-Gärten gehören zu «Gardens of Switzerland»

Die Merian-Gärten in Basel sind seit kurzem Mitglied des Netzwerks «Gardens of Switzerland». Die kulturelle Organisation mit italienischen Wurzeln hat sich zum Ziel gesetzt, öffentliche Gärten samt ihrer eidgenössischen Botanik durch Tagungen, Kurse und Veröffentlichungen international noch bekannter zu machen. Bisher waren es vor allem Gärten im Tessin, die im Netzwerk zusammengeschlossen waren. Nun sind die Merian-Gärten hinzugekommen. Sie liegen unweit der St.-Jakob-Arena und erstrecken sich über eine Fläche von 135 000 Quadratmetern. Das Zentrum bildet ein alter Bauernhof sowie ein kleines Schlosschen, das bereits um 1840 die Sommerresidenz von Christoph Merian war, dem Gründer der gleichnamigen Stiftung. Zum Areal gehören ein botanischer Garten sowie ein Obstgarten mit 400 Pflanzen, unter denen sich viele regionale Varietäten befinden. In den weitläufigen Gärten leben geschützte Tierarten wie Bündner Oberländer Schafe, Appenzeller Barthühner und Appenzeller Spitzhaubenhühner. (uh)

www.gardensofswitzerland.ch

Mario Testino, der Caravaggio der Tausendstelsekunde

Dem Modefotografen widmen sich eine Berliner Ausstellung und ein Katalog.

Daniele Muscionico

Alles scheint man von ihm zu wissen, zu kennen, jedes Bild. Die Halbnackten und Ganznackten und die, die bekleidet vollends entblösst dastehen. Die Models Kate, Linda, Claudia, Noemi und wie sie alle heissen, sexy, subversiv und strahlend. Seine Schnappschüsse von Promis, die ihm auflauern, um von ihm fo-

tografiert zu werden, Oprah, Mick, Charlize, Orlando, Gaga, Gwyneth. Das Club-Kid, das sein Schamhaar für ihn zu einem G rasiert, G wie Gucci. Modeaufnahmen im Studio wie endlose Partys, chaotisch die Szene, stürmisch die Aktion, respektlos die Erzählung. Oder dann im Freien: die «Vogue»-Affen, die er durch die Wüste jagt, das kleine Lama als Haustier der Anden-Models in Peru, das er erst am Bildschirm unter die rasende Wolkenwand bastelt.

Mario Testino, Teufel für die einen, Gott für die anderen, dieser Caravaggio der Tausendstelsekunde, macht Bilder,

die uns ins Gesicht springen. Der in London ansässige Peruaner ist ein Erfinder des bekleideten Aktes, er hat die Grenze zwischen Mode und Porträt penetriert. Super Mario? Jetzt sind ein Buch und eine Retrospektive zum Werk in Berlin die Überraschung schlechthin. «In Your Face» heissen beide und zeigen den grossen Ruhelosen als grossen (Selbst-) Reflexiven.

Denn zu den über 120 Bildern aus zwei Jahrzehnten eine Europapremiere ist im fabelhaften Reader von Taschen erstmals eine Breitseite Biografisches zu vernehmen. So wird klar: Testino hasst

die Perfektion, er will den Widerspruch, er sucht Zerstörung. Und es verblüffen Zitate wie dieses: «Künstler denken nach, dann handeln sie. Wir Modefotografen handeln erst, dann denken wir nach.» Zum Glück ist das so. Und zum Glück hat Mario Testino die Hochglanzerotik nicht ausschliesslich dummen Menschen überlassen.

«In Your Face», Ausstellung in der Kunstbibliothek im Kulturforum, Berlin, bis 26. Juli. Die Begleitpublikation ist im Verlag Taschen erschienen: Köln 2015, 224 S., ca. 60 Fr.